

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 34 (1951)
Heft: 4

Artikel: André Gide
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-410081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich wohl nicht umgehen ließ. Auf diese Weise wurden jene Regeln, die die Grundfesten der Kultur bedeuten, stärker akzentuiert und unter Zuhilfenahme göttlicher Kräfte gesichert. Damit wurde der schwachen menschlichen Einsicht die Unantastbarkeit jener Gesetze vor Augen geführt. Den Wendepunkt in dieser Entwicklung stellt die Erkenntnis dar, «daß die Tugend lehrbar ist». Es läßt sich vermuten, daß diese Erkenntnis dazu berufen ist, an die Stelle religiöser Gefühle zu treten. «Die Individualpsychologie hat das jedem Menschen innewohnende Stück Gemeinschaftsgefühl erkannt und führt es als unverbrüchlichen Bestandteil des menschlichen Wesens auf angeborene Möglichkeiten zurück, die der Entwicklung harren.» Deshalb müssen wir lernen, die unbegrenzte Entfaltung des Gemeinschaftsgefühls zu gewährleisten. Die Menschen müssen zur «idealen Gemeinschaft» erzogen werden, die dieseits, auf Erden realisiert werden soll. Eine Lösung der Menschheitsfragen kann nur gelingen, wenn in allen Bestrebungen politischer und sozialer Natur «das körperliche und seelische Wohl der Gesamtheit als unumstößlicher Faktor in die Rechnung des Lebens eingesetzt wird.»

Die Individualpsychologie gibt sich Rechenschaft darüber, daß sie als wissenschaftliche Bewegung niemals «außerweltliche» Forderungen in ihr Gedankengebäude aufzunehmen vermag. Was sie allein lehren kann, ist die «Logik des menschlichen Zusammenlebens». Diese liefert eine Reihe von «Naturgesetzen», welche im Menschen als *zoon politicon* verankert sind. Unumstößliche Einsicht wird stets bleiben, daß nur der vom Gemeinschaftsgefühl beseelte Mensch richtig zu den Problemen des Lebens Stellung zu nehmen befähigt ist. Jede Lösung der Lebensfragen, die nicht das Interesse der Gesamtheit ins Auge faßt, ist früher oder später zum Scheitern verurteilt. Der in der Kindheit durch negative Erlebnisse nahegelegte falsche Lebensstil kann durch die Vorspiegelung eines Ziels der persönlichen Macht das Individuum irreführen. Dadurch gewinnt eine Fata morgana die dominierende Kraft im Seelenleben, und läßt das nach ihr haschende Individuum nicht zur Ruhe kommen. Durch Wiederbelebung des verschütteten Gemeinschaftsgefühls ermöglicht die Individualpsychologie eine verbesserte Anpassung an das Leben, deren Beginn eine Versöhnung des abgeirrten Individuums mit sich selbst und der Welt ist. Die Individualpsychologie ist bestrebt, den Menschen finden zu lassen, was sich als Notwendigkeit aus dem menschlichen Zusammenleben ergibt. Ihre Lehren beanspruchen wissenschaftliche Geltung, wengleich sie mit Genugtuung zur Kenntnis nimmt, daß alle großen Menschheitsbewegungen religiöser und sozialer Art ohne wissenschaftliche Begründung gleiche Wege gegangen sind.

André Gide

Nie Nachricht vom Tode des berühmten Schriftstellers wird weit über die Grenzen Frankreichs hinaus die ganze kultivierte Welt mit Trauer erfüllen. Mit André Gide ist ein großer Mensch und großer Dichter dahingegangen, einer der «resümierenden Geister», in denen sich die kulturellen Leistungen verschiedener Nationalitäten und verschiedener Epochen zu einem originalen Ergebnis vereinigten. Dieser wahrhaft europäisch gesinnte Franzose hat in einzigartiger Weise das Lebensgefühl einer Epoche, der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, ausgesprochen, und seine literarisch-geistige Vielseitigkeit erweckte in den Herzen einer ganzen Generation sowohl lebhafteste Anerkennung wie auch — an Gegnern hat es ihm nie gefehlt — leidenschaftlichste Ablehnung. Und doch kann, abseits «von der Parteien

Haß und Gunst», festgestellt werden, daß auch kommende Jahrhunderte ihn noch nennen müssen, wenn sie von den repräsentativsten und geistvollsten Vertretern abendländischer Kultur in diesem im Hinblick auf die an geistigen Auseinandersetzungen mehr als dramatischen Zeitalter Bezug nehmen werden.

Im Jahre 1869 in Paris geboren, genoß der junge, früh vaterlos gewordene André Gide eine fast puritanisch zu bezeichnende protestantische Erziehung, die den schwächlichen Knaben mit äußerster Strenge zu Moralität und Sittlichkeit zu bilden trachtete. Das bürgerliche Elternhaus legte besonderen Wert auf die Bildung durch die Kunst, sodaß Musik, Theater, Literatur und Malerei bereits dem kleinen Knaben nahegebracht wurden. Dabei war von besonderer Wichtigkeit, daß er von früh auf «über die Grenzen» sehen lernte und schon als Jüngling die europäische Literatur in sich aufnahm. Hölderlin und Keats, Novalis und Coleridge, Heine und Shelley wurden von ihm bewundert — später traten noch Shakespeare, Tagore, Nietzsche und der über alles geschätzte Goethe hinzu. Die universale Belesenheit, die verständnisvolle Einfühlung in das Geisteserbe auch der nichtfranzösischen Nationen machen einen wesentlichen Bestandteil des Gide'schen Genius aus. Gide war in kultureller Hinsicht ein hervorragender Vermittler und gerade für die geistige Annäherung der mit gegenseitigen Mißverständnissen so schwer belasteten Franzosen und Deutschen hat er wohl einen der größten Beiträge geliefert.

Sein literarisches Lebenswerk ist ebenso mannigfaltig und gestaltenreich wie seine vielseitige, stets wandlungsfähige und wandlungsbegierige Persönlichkeit. — Angefangen von den «Cahiers d'André Walter» (1891), seinem Erstlingswerk, bis zum «Theseus», seiner letzten bedeutenden Publikation, ergießt sich der gewaltige Strom seiner Phantasie und Schaffenskraft in die verschiedenartigsten Typen von Menschen und Unmenschen, die er mit derselben Liebe und Sorgfalt darzustellen gewohnt ist. Und es ist immer der proteusartige André Gide und sein zum Kunstwerk geformtes Leben, das aus seinen Romanen, Theaterstücken, Hymnen und Essays hervorleuchtet, allerdings jeweils — abgesehen von den autobiographisch gedachten, monumentalen «Journal 1889—1942» — aus dem Erlebnismäßig-Einmaligen in die überzeitlich gültige Sphäre der Kunst emporgehoben.

In seinen ersten Veröffentlichungen sind es vor allem die persönlichen Probleme, mit denen der junge Dichter offensichtlich zu ringen hat. Hinter dem bleichen, musikfanatischen André Walter erkennt man ohne Mühe den Verfasser der «Cahiers» — ähnliches gilt auch für die Hauptgestalten des «Traité de Narcisse», der «Tentatives amoureuses», des «Voyage d'Urien» usw. Der allgemeine Grundzug dieser Schriften ist das Bestreben, aus dem Garten der Kunst in die Naturlandschaft des Lebens zu gelangen. Während noch der Held der «tentative» in Hamletscher Gedankenblässe verlangt, daß man nur «an Reines, Dauerhaftes denken» möge und der Reisende Urien nach seinem ausführlichen Reisebericht seiner Zuhörerin erklärt, er habe sie bloß zum besten gehabt, beginnt der Verfasser des «Urien» selber zu reisen — und zwar nicht nur in der Phantasie. Der Durchbruch aus dem idealen Bereich der reinen Kunst zur lebendigen Wirklichkeit geschieht in Nordafrika, das für Gide eine Art von goetheschem Italien werden sollte. Dort erfährt er in beglückenden Aufschwüngen, was «leben» heißt. Der melancholische Grübler gerät in einen euphorischen Taumel, der sich im herrlichen Hymnus der «Nourritures terrestres» (Uns nährt die Erde) Ausdruck verschafft. Das Buch ist als Unterweisung eines Jüngers namens Nathanael gedacht, dem die ganze Herrlichkeit der Erde, des Lebens, des Menschseins und

der unendlichen Genüsse geschildert werden soll. Alle Arten von Wollust, Glück und Seligkeit sollen aufgezählt werden, damit der «Schüler» in der Kunst des unbeschränkten Genießens eingeführt werde. «O mein Nathanael, ich will dich in der großen Inbrunst unterweisen!» Und nicht genug, daß der liebestrunkene Wanderer alle Möglichkeiten der erreichbaren Lust enthusiastisch aufzeigt, bricht er noch in den Ruf aus:

«Où sont, Nathanael, dans nos voyages
De nouveaux fruits pour nous donner d'autres désirs?»

Es ist der Geist Nietzsches, der sich in den «Nourritures terrestres» ankündigt — der dionysische Bejaher des Lebens, der Sänger des «Trunkenen Lieds» und des «Ja-und-Amen-Lieds» hat einen Nachfolger gefunden. Nicht zufällig, denn die Lektüre und die eingehende Auseinandersetzung mit dem Nietzsche-schen Werk ist den «nourritures» vorausgegangen. Darüber hinaus aber machen sich deutliche Einflüsse der Dichtung eines Rimbaud, Walt Whitmans bemerkbar, wobei allerdings festzustellen ist, daß diese Art von «Lebensgefühl» irgendwie auch der Zeit entsprach und bald danach in der Bergsonischen Philosophie des «Elan vital» in kosmischer Ausweitung zutagetreten sollte.

Die «nourritures» machten ihren Verfasser zu einem mehr als umstrittenen Autor, der sich die treue Feindschaft konsessioneller und konservativer Kreise für die ganze Dauer seines Lebens zuziehen und sichern sollte. Daran vermochte auch «La porte étroite», eine versuchte Rückkehr in religiöse Denkformen, nicht viel zu ändern, da bald darauf der «Corydon» und die «Caves du Vatican» der für die Tradition besorgten Kritik einen schweren Schock versetzten. Mit der ihm eigenen Redlichkeit und Wahrheitsliebe erörterte Gide das Problem der Homosexualität und scheute nicht davor zurück, in seinem autobiographischen «Si le grain ne meurt» von eigenen Erlebnissen und Erfahrungen zu sprechen. Der Bekennermut ließ ihm jede seiner Auffassungen, wie sehr sie auch dem Denken der Kollektivität widersprechen mochten, unverhohlen seinen Lesern mitteilen, und da er mit Nietzsche an der überlieferten Moral zweifeln gelernt hatte, begann er sie — ebenso wie die Religion — zu attackieren. Für die katholischen Freunde, Maritain, Henri Ghéon, Paul Claudel usw., war damit ein Anlaß gegeben, sich gänzlich von ihm abzuwenden; Claudel als einer unter wenigen hielt die Freundschaft aufrecht und wurde während Jahrzehnten nicht müde, seinem Freunde die Vorzüge des Katholizismus — bei dem widerspenstigen André Gide jedoch ganz vergeblich — zu lobpreisen. Und wenn ihm dann André Gide schließlich mitteilte: «Wirklich, ich interessiere mich überhaupt nicht mehr für mein Seelenheil», wußte ihm der besorgte Freund tröstend und eifernd entgegenzuhalten: «Aber Gott interessiert sich für dein Seelenheil, und wird nie aufhören, sich dafür zu interessieren», womit die Diskussion ein vorläufiges Ende fand.

In den langen Jahren seines dichterischen Schaffens hat Gide immer wieder Einkehr bei sich selbst gehalten und in den zahlreichen Bänden seines «Journals» sowohl sein Leben als auch seine Dichtung selber kommentiert. In diesen Tagebüchern nähert er sich dem Anziehungsbereich eines Großen des Geistes, den er Zeit seines Lebens verehrt und bewundert hat — Michel de Montaigne, den aristokratischen Skeptiker des 16. Jahrhunderts. Mit Montaigne könnte er von sich selber sagen: «Es gibt kein Ungeheuer und kein Wunder auf Erden, das mich mehr fesselte als mein eigener Charakter ... Je mehr ich mich selbst erforsche und ergründe, desto mehr verblüfft mich meine eigene Deformation — desto weniger verstehe ich mich.» Entzückt von der Aufrichtigkeit Montaignes, seiner «heureuse au-

dace dans l'indiscrétion personnelle», versucht Gide an sich selber die gleiche Selbsterforschung und Selbstanalyse und gibt dabei ein bewegtes Selbstporträt von außerordentlichem psychologischem Scharfsinn. Dank dem «Journal», das zu den besten Publikationen seiner Gattung gehört, gewinnen wir Einblick in die komplizierten Regungen seiner Seele, sehen wir seinen schöpferischen Geist in Aktion. Und wenn Montaigne sagt: «Ich male nicht das Wesen, sondern den Uebergang», so kann Gide das mit gleichem Recht auch für sich behaupten. Und indem er sich selber und sein Leben schildert, stellt er das Wesen «Mensch» in reiner Allgemeingültigkeit dar; denn — wieder nach Montaigne: «In jedem einzelnen steckt die ganze Gattung».

Eine Aufzählung der Werke André Gides wäre unvollständig, wenn sie nicht auch auf die «Faux-Monnayeurs» (1926) Rücksicht nehmen würde. Gide selber bezeichnet die «Falschmünzer» als seinen «ersten Roman», wenngleich schon vorher «Les caves du Vatican», «L'Immoraliste» und «La porte étroite» erschienen waren. Dies wird nur aus den hohen Anforderungen begreiflich, die Gide an einen «echten Roman» stellte. Er verlangte, daß der Roman ein lebendiger Mikrokosmos sei, in dessen Gestaltungen sowohl Anmut als auch Luzitität in gleicher Weise Wirklichkeit werden sollten. Wenn es auch fraglich bleibt, ob die «Falschmünzer» in ihrer unerhört verwickelten, kompliziert-vielschichtigen Handlung diesem Ideal nahekommen, muß doch der die Vielfalt der Themen und Motive bändigende organisatorische Wille des Autors anerkannt und gewürdigt werden. Die «Faux-Monnayeurs» sind wohl der reichste und gültigste Ausdruck des Gide'schen Wesens, welches sich in diesem Roman in seiner überwältigenden Mannigfaltigkeit offenbart.

Auch die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens hat André Gide mit produktiver, schöpferischer Tätigkeit auszufüllen gewußt. Der unversiegbare Born seiner künstlerischen Gestaltungen hörte nicht auf zu sprudeln und das Genie des Schriftstellers gewann mehr und mehr eine klassische Sicherheit und harmonische Ausdruckskraft. Dabei entfaltete sich aber auch neben dem Dichter Gide der Moralist und Ethiker, der in leidenschaftlicher Redlichkeit nach einem tragfähigen, sozialen Ideal der Zukunft Ausschau hielt.

Schon im Jahre 1914 hatte er in seinen «Les souvenirs de la Cour d'Assise» das soziale Problem aufgegriffen. Durch Zufall war er zum Geschworenen geworden und mußte so mitansehen, wie selbstgefällige, biedere Bürger aus ihrer Sattheit heraus mit gutem Gewissen die «Delinquenten» verurteilten. Hiergegen erhob er den leidenschaftlichen Protest des «Ne jugez pas» und ergriff Partei für die Angeklagten gegen den allgemeinen Kläger, nämlich die bürgerliche Gesellschaft, das herrschende politische und ökonomische System. Einen weiteren massiven Angriff gegen die bestehenden sozialen Formen brachte die «Voyage au Congo» (1927), das dem französischen Imperialismus einen entscheidenden Stoß versetzte. Die Reise nach dem Kongo vollzog die lang vorbereitete Wandlung Gides zum sozialkritischen und revolutionären Denken. Mit schonungsloser Offenheit enthüllt er die Ungerechtigkeiten und Brutalitäten des französischen Kolonialregimes und des gesellschaftlichen Systems, auf dem es sich aufbaut. «Dies System, so ward mir schließlich klar, muß durch und durch angefault sein.» Die düstere Chronik ist ein flammendes «j'accuse», das die «christliche» und «demokratische» Zivilisation anklagt, die den Neger zum Sklaven herabwürdigt.

Aus dieser Situation heraus wird es verständlich, daß André Gide nach einer neuen sozialen Hoffnung suchte, und diese im neuen Rußland realisiert glaubte. In einer Tagebuchnotiz vom

13. Mai 1931 heißt es: «Vor allem möchte ich lange genug leben, um den Triumph des russischen Experiments zu sehen und dabei zu sein, wenn die Völker Europas das werden anerkennen müssen, was so lange und mit solcher Bosheit verleumdet wurde. Wie sollte ein so gewaltiges organisatorisches Werk durchgeführt werden ohne eine Uebergangsperiode der Desorganisierung? Nie zuvor war mein Geist mit so leidenschaftlicher Neugier dem Kommenden hingewendet. Von ganzem Herzen begrüße ich dieses übermenschlich große und dabei durchaus menschliche Experiment.» Dieser Glaube Gides ging nie so weit, daß er die Methoden des Kommunismus billigte, wenngleich er an der Annahme festhielt, daß sie zum idealen Ziele hinführen könnten. Deshalb scheute er, der seine Ueberzeugungen stets mit Konsequenz vertreten hatte, nicht davor zurück, zum öffentlichen Propagandisten des Kommunismus zu werden. Seine Botschaft an den «Weltkongreß der Jugend gegen Krieg und Faschismus» ist nur ein Ausschnitt aus einer überaus regen Propagandatätigkeit. «Das Beispiel der Oktoberrevolution hat den Völkern zum Bewußtsein gebracht, in welchem Zustand der Unterdrückung und des Elends sie vom kapitalistischen System gehalten werden.» So sprach der aristokratische Schriftsteller, der Meister subtilster Sprachkunst, von dem man wenige Jahre vorher kaum hätte annehmen dürfen, daß ihn ein anderes Problem als das der Schönheit und künstlerischen Gestaltung interessieren würde. Nun aber heißt es, den früheren Individualismus mit dem Sozialismus verbindend: «Worauf es aber vor allem ankommt, ist, die Lebensbedingungen der Masse so zu gestalten, daß eine gesunde Entwicklung des Einzelnen gewährleistet scheint.»

Nur aus diesem Gesichtspunkt heraus kann man die «Nouvelles nourritures» (1936), die Variation auf ein altes Thema, gebührend würdigen. Diese hymnische Dichtung bekennt sich mit strömender und starker Eloquenz zum Fortschrittsglauben, zum Glauben an die Entwicklungsfähigkeit des Menschen. Dem Menschen ist nichts unmöglich; er kann das Paradies auf Erden schaffen, wenn es ihm gelingt, Trägheit und Selbstsucht in sich zu überwinden und wahrhaft er selbst, wahrhaft — *Mensch* zu werden. Und dies — so meint André Gide noch 1936 — wird im Kommunismus der Fall sein.

Die Stalinisten jubelten, einen derart repräsentativen Vertreter der abendländischen Kultur für sich gewonnen zu haben. Ihre Propagandamaschine wurde auf höchste Touren gebracht, um der Weltöffentlichkeit die Bedeutung dieser historischen Konversion gebührend klar zu machen. Gide und Stalin! Der bedeutendste Schriftsteller Frankreichs hatte sich zu der sozialen Partei geschlagen, stand in einer Reihe mit den kommunistischen Intellektuellen André Malraux und Louis Aragon.

Moskau hatte sich aber zu früh gefreut. Im Juni 1936 nahm Gide mit einer Reihe von Freunden die Einladung der Sowjetregierung an, dem Vaterlande des Weltsozialismus einen Besuch abzustatten. Er fuhr nach Rußland mit der festen Ueberzeugung, seine Ideale wenigstens teilweise als Wirklichkeit zu sehen. Geduldig und scheinbar ohne jegliche Mißbilligung machte der

«Der Mensch muß lernen, ohne den Glauben fertig zu werden. Vom einen und dann vom andern macht er sich frei. Der Mensch gibt die Vorsehung preis ... Es bedarf großer seelischer Kraft, diesen Zustand völliger Gottlosigkeit zu erreichen, viel größerer Kraft noch, in ihm sich zu behaupten. Ich meine: Auskommen ohne die Gottesidee, ohne den Glauben an eine wachsame, behütende und belohnende Vorsehung.»

André Gide («Herbstblätter»).

offizielle Gast alle offiziellen Anlässe mit, ließ sich die Errungenschaften des neuen Regimes und auch die für die Ausländer bereitgehaltenen «potemkinschen Dörfer» zeigen, von unermüdlicher Wißbegierde getrieben, das «Vaterland aller Werktätigen» kennenzulernen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wartete Moskau — und auch die Weltöffentlichkeit — auf den Bericht Gides. Als aber Gides «Retour de l'URSS» im Jahre 1936 erschien, da verfluchten die Stalinisten die Stunde, in der sie Gide nach Rußland eingeladen hatten. Der «retour» war nicht ein erhofftes Propagandainstrument, sondern eine scharfe Kritik, die vor allem die Gleichschaltung des russischen Geisteslebens und den reaktionären Charakter des sowjetischen Regimes traf. Gide wollte der UdSSR keineswegs schaden — er warnte noch (1936) als besorgter Freund, der die Sache des Fortschritts in gefährlichster Weise bedroht sah. So hob er den Sowjetnationalismus als Rückfall in reaktionäre Denkformen hervor; er kritisierte den widerlich werdenden Stalinismus, sowie den krassen Gegensatz zwischen dem hohen Lebensstandard der neuen «herrschenden Klasse» und der Armut der Massen; die Arroganz einer Staatsbürokratie, deren Kontrolle kein Bürger des ungeheuren Landes sich zu entziehen vermochte. In diese Kritik mischte sich die Bitterkeit einer gründlich enttäuschten Hoffnung.

An diese schwere Enttäuschung schlossen sich einige Jahre später die niederschmetternden Erfahrungen des zweiten Weltkrieges an. In ungebrochener Schaffenskraft wirkte Gide weiter und reihte sich in die geistige Elite der Resistance ein. Die Nachkriegsjahre brachten noch von dem Achtzigjährigen den «Robert, ou l'interêt général», den «Theseus» und Ergänzungen zum «Journal».

Der Tod hat dem Unermüdlichen die Feder aus der Hand genommen — ein Leben im Dienste der Kunst, der Schönheit sowohl wie dem Ethos, ist jäh zu seinem Ende gekommen. Europa und die ganze Welt erleiden einen schweren, unersetzblichen Verlust. Den Ueberlebenden bleibt die Aufgabe, das Vermächtnis André Gides zu wahren und das Zeitlos-Gültige aus seinem Werk in eine bessere Zukunft hinüberzutragen.

So etwas dürfte man heute vergebens erwarten

Nachdem Viktor Emanuel II. den Waldensern am 17. Februar 1848 die bürgerlichen Freiheitsrechte gewährt hatte, gestattete er ihnen mit Dekret vom 17. Dezember 1850 den Bau einer eigenen Kirche in Turin. Darob große Entrüstung und vielfältige Intrigen des katholischen Klerus. Von ihm aufgehetzt, macht ein Graf einen Kniefall vor dem König, damit er den Kettern die Eröffnung ihrer Kirche verbiete. Da das bei dem verfassungstreuen Könige nichts fruchtete, präsentieren ihm die Bischöfe der geistlichen Provinz Turin ihren feierlichen Protest. Mit der typischen jesuitischen Dialektik ließ es darin u. a.: «Die den Protestanten gewährten Zivilrechte, ihre Gleichheit vor dem Gesetze schließt nicht auch die Ausübung der Religion ein, sondern nur die Rechte, die sich auf die bürgerliche Gesellschaft beziehen. Jene Konzession des Kultus seitens der königlichen Regierung wäre mithin ungesetzlich und widersprüche dem bestehenden Zivil- und Strafrecht. Die unterzeichneten Bischöfe fürchten nicht für die Wahrheit und Fortdauer des katholischen Glaubens. Aber niemand, und um so weniger Eure Majestät, wird sie (die Bischöfe) anklagen wegen ihrer Befürchtung, daß sich nach der Eröffnung einer protestantischen Kirche die Eitelkeit, die Unwissenheit, die Sucht nach dem Neuen, die Unsittlichkeit dieses Mittels bedienen werden, um die guten Katholiken zu skandalisieren, überallhin die religiöse In-